

Theodor Däubler der letzte Griechen

Betrachtungen anlässlich des Erscheinens einer großen Ausgabe seiner Werke

Von Walter Jens

Aus der ZEIT Nr. 03/1957 17. Januar 1957, 8:00 Uhr

Von *Walter Jens*

Theodor Däubler wurde vor 80 Jahren, im Sommer 1876, geboren. Seine Eltern waren Deutsche, aber die Stadt, in der er seine Kindheit verbrachte, Triest [<http://www.zeit.de/thema/triest>], trug die Züge des Südens. Wie seinem Altersgenossen Hofmannsthal war ihm, dem Kind der Donaumonarchie, seit seiner Knabenzeit die Welt des Mittelmeers besonders nah. Venedig, wo sich Griechisches und Orientalisches am sichtbarsten berührten, lag nicht fern, das kaiserliche Wien, vom Osten wie vom Westen gleichermaßen geprägt, strahlte bis zur Adria hin; auch nach Athen und Kreta war es nicht weit: hellenische Schiffe ankerten in Triest am Kai und griechische Matrosen durchstreiften – ein erstes entscheidendes Erlebnis des Kindes – die Gassen der Stadt. Triest – das war für Däubler "das Land, wo alle Wesen traumhaft schauen, an einem blauen Wundermeer". Das Meer und die Sonne waren die ersten Geleiter, und sie blieben es ein Leben lang: während der Lehrjahre in Fiume und Wien, Paris und Neapel, während der Zeit, die Däubler, seit 1898 mit seinem großen Epos "Nordlicht" beschäftigt, in Italien verbrachte; vor allem aber während der jahrelangen Wanderungen durch Griechenland, Kleinasien und Ägypten, den entscheidenden Stationen zwischen 1920 und 1930. Dem Meer, der Erde und der Sonne, den Urelementen früher Kosmogonien, galten auch die letzten Gedanken des alten Mannes, der einsam, berühmt und schon wieder vergessen, 1934 in einem Lungensanatorium des Schwarzwaldes verstarb. – Jetzt, über 20 Jahre nach seinem Tode, liegt eine repräsentative Auswahl vor:

Theodor Däubler: "Dichtungen und Schriften." Herausgegeben von Friedhelm Kemp. Kösel Verlag München; 923 S., 36,- DM.

Däublers Grundgedanke, der in all seinen Werken, am stärksten im "Nordlicht" durchscheint, lautet, zur Formel erhoben, "ich bin der Glaube an die Macht der Sonnen" und "wir sind die Kinder des Lichts". Griechischen Gedanken folgend, identifizierte Däubler das Licht mit der platonischen Idee; das Leuchten der

Sonne war ihm gleichsam die Inkarnation jenes Geistes, dem der Mensch, ein Sohn der dunklen Erde, zeitlebens entgegengesetzt. Er, der Geistgeborene, sehnt sich aus der Verschattung seines irdischen Daseins heraus und erstrebt, um ganz er selbst zu werden, die Wiedervereinigung mit dem Licht. Indem er so handelt, erfüllt er den Auftrag der Erde; denn sie selbst, Gaia, war einmal mit der Sonne vereint und trägt seitdem das Verlangen in sich, wieder mit ihr verbunden zu werden. Zeugnis ihrer solarischen Herkunft, Widerschein im Dunkel, leuchtender Spiegel in der Nacht der Höhle, sind die von ihr ausgesandten Strahlen des Nordlichts. So wie diese Strahlen eine einmal vorhandene, später verlorene, aber immer neu erstrebte Verbindung von Erde und Sonne symbolisieren, findet das menschliche Verlangen nach einer Wiedervereinigung mit dem Geist seinen gleichnishaften Ausdruck im Bildnis Apollons. Er, der geistigste Gott, der Bruder des Helios, gibt die Gewähr, daß die Sehnsucht des Menschen nach einer Rückkehr zur Sonne einmal erfüllt werden wird. "Apoll, der Gott, den die Hellenen am deutbarsten lebten... beschenkte mich mit einer seiner Offenbarungen: das Leben voll von Leid und Lust hat sich entzündet, damit die Sonne in uns von ihren Brüdern, den anderen Sonnen, wissen dürfe.

Neben Hofmannsthal war Däubler der letzte Europäer, für den die Grenzen des Abendlandes für immer im zweiten nachchristlichen Jahrhundert abgesteckt wurden: die Welt hieß ihm Europa (Amerika kannte er nicht), und Europa reichte von Troja bis Gibraltar, von den Wüsten am Nil bis zu den Niederungen im Norden, in die römische Legionäre die Helligkeit ihrer Götter getragen hatten. Däubler selbst, ein "Sproß des Südens", war bis ins Physiognomische hinein ein antikischer Mensch: ein ungeschlachter Koloß mit täppischen Bewegungen, Jupiter mit wallendem Bart; Fürst und Bettler zugleich; listig und gütig, zornig und zum Verzeihen geneigt. In Paris schließt er, als echter Clochard, unter den Brücken, in Athen [<https://www.zeit.de/thema/athen>]
ging er mit zerfetzten Schuhen durch die Straßen – ein armer Mann mit der Stirn eines griechischen Gottes – die Bauern auf dem Feld hielten ihn oft für einen Bischof und küßten ihm die Hand –, ein rastloser Wanderer, besessen und unbarmherzig gegen sich selbst, wenn es galt, um einer Aussicht willen in glühender Sonne einen Berg zu erklimmen; kein Schwärmer und Myste, sondern bei aller Emphase von nüchternen Besonnenheit ein Kind des Hermes, seines Lieblingsgottes, der sich ja nicht nur auf den Schutz der Wanderer verstand, sondern, als Erfinder von Musik und Schrift, vor allem ein Meister des bedachtsamen Wortes und ein Patron des Geistes war: "Hermes hat die Sprache gebracht. Der Neugierige wollte Unterredungen mit uns. Er verbirgt sich im Hellenen, bringt ihm die Redekunst bei, Festigkeit "beim Handwerk, Findigkeit."

Nicht zufällig pries Däubler – darin Thomas Mann verwandt – gerade Hermes als den Freund und Geleiter des Menschen. Er, der griechische Gott, war ihm der große Vermittler zwischen den Sphären, der ausgleichende Wegfinder und listige Cicerone. Ihm allein ist es zu danken, daß Griechisches und Christliches mühelos ineinander übergehen und Apoll als Vorläufer Christi, Dante wiederum, der Freund Vergils, im Gewand eines Griechen erscheint. Der räumlichen Einheit der Mittelmeerwelt entspricht so die Kontinuität in der Zeit: Paulus geht die Wege Heraklits und Sokrates und in Jerusalem wird lateinisch und griechisch gesprochen. Gedanken wie diese verleihen dem Däublerischen Werk, so barock es sich auch ausnimmt, Geschlossenheit und System. Ohne daß man Risse und Sprünge gewahrte, geht das "Nordlicht"-Epos in das große, niemals vollendete "Griechenlandbuch" über; die italienischen Hymnen ("Hymne an Venedig", "Hymne an Italien") erweitern sich zu den "Attischen Sonetten", die frühen Triestiner Aufzeichnungen zu den Analysen der griechischen Jahre, dem "Heiligen Berg Athos", dem Aufsatz "Sparta" und, vor allem, dem großen kulturgeschichtlichen Essay "Delos".

Als echtes Kind seines Jahrhunderts, dem Anschauung und Bild über Lektüre und Theorem gehen, berief sich Däubler in allem, was er dachte und schrieb, auf Erfahrung und Impression. Nicht das Buch, sondern die Plastik, nicht der Papyrus, sondern die Landschaft, nicht die Museen, sondern die Menschen auf den Straßen eröffneten ihm die Geheimnisse der Mittelmeerwelt. Er wanderte, um zu beobachten, und er beobachtete, um zu erkennen. Physische Anstrengung war ihm das erste, Anschauung das zweite, Maxime und Deutung das dritte. Nicht umsonst machen seine Werke, bei allem Überschwang, den Eindruck des "Erarbeiteten". Dem Hymnischen der Diktion, der Ekstase und dem Schwelgen in sinnlichen Bildern liegt ein Zug von Sachlichkeit zugrunde – und gerade die Verbindung von mühelos-spielerischer Bewältigung riesiger Stoffmengen und einer nahezu wissenschaftlichen Akribie gehört ja zum Wesen des Hermetischen. Däubler hat um diese Synthese gewußt: "Der Archäologie ist es gelungen, uns das unverfälschte Hellas zu schenken: ich werde hierbleiben, bis ich mich fähig fühlen kann, eine neue Auseinandersetzung mit der Antike zu wagen."

War es ein Wunder, daß ein Mann wie Theodor Däubler, ein Empiriker und Beobachter von unvergleichlichem Rang, trotz seiner scheinbar "historischen" Blickrichtung, seiner Beschränkung auf den Raum des *mare nostrum* und die Welt des Abendlands, niemals etwas von der priesterlichen Hoheit Borchardts und Georges, den beiden anderen großen Verwaltern des romanisch-katholischen und des griechisch-heidnischen Erbes, annahm? Nein, es mußte wohl so sein, daß er, der im Gegensatz zu George niemals antik sein wollte, sondern wahrhaft antik war, sich gerade dadurch den hellenischen Sinn für die Erschütterungen der eigenen Zeit bewahrte und deshalb bei der großen Kunstrevolution zwischen 1910 und 1920 durchaus auf Seiten der Jungen, der

expressionistischen Avantgarde stand, in deren Zielen er seine eigenen Ideale, den Glauben an den Primat des Geistes und die Hoffnung auf einen neuen Äon verwirklicht sah. Vor allem in den Tahiti-Träumen Gauguins, in den "kreisenden Sonnen" Edvard Munchs, in Chagalls Farbkompositionen und in Klees kristallinischen Märchen erkannte er das gleiche, auch sein Werk formende Prinzip: die auseinanderstrebenden Kräfte der Welt im Kunstwerk wieder zusammenzuschließen und sie mit Hilfe eines Stils zu bändigen, der, visionär und nüchtern, bilderreich und knapp zugleich, sowohl die Träume der Seele als auch die Ungeheuer der Realität zu umspannen versteht: "Eine Vision will sich in letzter Knappeit im Bezirk verstiegener Vereinfachung kundgeben: das ist Expressionismus in jedem Stil. Farbe ohne Bezeichnung, Zeichnung und kein Erklären, im Rhythmus festgesetztes Hauptwort ohne Attribut: wir erobern unseren Expressionismus! Alles Erlebte gipfelt in einem Geistigen. Jedes Geschehen wird sein Typisches. Da die Notwendigkeit, sich zusammenfassend zu äußern, in vielen Köpfen vehement hervorzuckt, bekommen wir einen Stil. Er wird allgemeinverbindend sein und die Äußerung des Persönlichsten fördern und erleichtern."

Es ist das Verdienst der von Friedhelm Kemp besorgten und mit einem klugen Nachwort versehenen Ausgabe, daß sie zum erstenmal die Ausmaße des Däublerschen Genies erkennen läßt und zugleich den Bogen sichtbar macht, der vom "Nordlicht" zu den italienischen Hymnen und von den Aufsätzen zur modernen Kunst, die nicht nur vom Expressionismus handeln, sondern auch eine expressionistische Diktion haben, bis zu den Essays der griechischen Jahre führt. Zusammen mit den von Max Sidow edierten Fragmenten des "Griechenlandbuches" besitzen wir in der neuen Ausgabe endlich Materialien für die gerechte Deutung eines Mannes, dessen eigentliches Gebiet, wie vor allem die Aufsätze über Munch und Chagall, die Abhandlung "Mein Weg nach Hellas" und der "Delos"-Essay zeigen, die Prosa war. Nicht die krausen Mythologeme des "Nordlicht"-Epos, nicht die konventionellen Reime der Hymnen, sondern die rhythmisch gesteigerten Prosaanalysen und die feierlich-belehrenden Darstellungen: nicht Anruf im Vers, sondern Beschreibung und Deutung im Satz geben Däubler überzeitliche Wirkung. Der wohlüberlegten Auswahl Friedhelm Kemps ist es zu danken, daß der Leser, mit Hilfe ständigen Vergleichens, diese Erkenntnis am Ende wie von selbst gewinnt.